

*José F. A. Oliver zwischen Politik und Literatur:
von Häusern, Müttern und Muttersprachen*

TOMÁS ESPINO BARRERA

Abstract. *José F. A. Oliver between Politics and Literature: of Houses, Mothers and Mother Tongues.* Born in the Black Forest to Andalusian parents, the poet José F. A. Oliver has developed in recent decades a complex oeuvre in which multiple languages (German, Spanish, Alemannic and Andalusian) and plural kinships play a chief role. The present paper analyses the prose works of José F. A. Oliver as a fragmentary “language memoir” (Kaplan/Kramersch) while at the same time trying to reconstruct his nomadic identity between and across regions and languages. Special attention will be paid to José F. A. Oliver’s use of the metaphors of multiple mothers and the two-storey house when referring to his own multilingual upbringing and literary habitus. In stark contrast to conceptual models of monolingualism which posit the mother tongue as the unique and irreplaceable buttress of national loyalties and literary creativity, José F. A. Oliver’s work pleads for an alternative affective relationship to a multiplicity of mother tongues (in plural). In so doing, the present paper underscores the political dimension of José F. A. Oliver’s metaphors for multilingualism. His alternative vision allowing the peaceful coexistence of multiple affective loci expressed in very different mother tongues questions the rigid exclusivity of German citizenship politics while simultaneously bringing to light the emancipatory and democratic potential of transregional and multilingual (e.g. Black Forest – Andalusia / Alemannic – Andalusian) identities beyond a national monolingual rationale.

Keywords: José F. A. Oliver; multilingualism; space; movement; citizenship

Das Leben und Werk des aus andalusischem Elternhaus stammenden und im Schwarzwald geborenen José F. A. Oliver (1961) ist stark von einer mehrsprachigen Erziehung und einem polyglotten Selbstbewusstsein geprägt (Deutsch, Spanisch, Alemannisch und Andalusisch). Oliver ist Übersetzer von Federico García Lorca sowie Autor des dreisprachigen Buchs *La Balada del duende/Die Ballade vom Duende* (1998) und inszeniert darüber hinaus in seinen Gedicht- und Essaysammlungen eine mehrsprachige Poetik nicht nur durch *Code-mixing*

und wortwörtliche Übersetzung,¹ sondern auch durch prägnante Metaphern für Mehrsprachigkeit: ein Haus, in dem verschiedene Sprachen (Alemannisch und Andalusisch) auf verschiedenen Stockwerken wohnen sowie eine (nur anscheinend) paradoxe Ich-Figur mit zwei Müttern (einer aus Málaga, einer aus Baden). Indes wird Olivers mehrsprachige Poetik zu einer wahrhaftigen Politik der Sprache und der Identität, die Kategorien wie ‚Muttersprache‘, ‚Heimat‘ und ‚das Fremde‘ kreativ untergräbt und neu gestaltet. Der vorliegende Aufsatz, ausgehend von der Analyse sowohl der Mutter- (Bonfiglio 2010, Yildiz 2012, Guldin 2020) als auch der Raummetaphern für translinguale Literatur (Kellman 2018) und der Lektüre des Werks José F. A. Olivers als „Literatur ohne festen Wohnsitz“ (Ette 2019) und „mehrsprachiges Ich-Schreiben“ (Thiérard 2018), widmet sich der Untersuchung des politischen Potenzials von Olivers Metaphern im Kontext zeitgenössischer Debatten um regionale, nationale und europäische Identität, Einwanderungs- und Staatsbürgerschaftspolitik und der Auseinandersetzung mit dem Fremden in Deutschland.

Dabei wird dem Prosawerk José F. A. Olivers – das in den Sammlungen *Mein andalusisches Schwarzwaldedorf* (2007) und *Fremdenzimmer* (2015) erschienen ist – besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Es lässt sich zum Teil als brüchige „language memoir“ im Sinne der aus eigener Lern- und Schreiberfahrung geprägten Bezeichnung Alice Kaplans (1994) lesen. Kramsch (2004) definiert „language memoirs“ als retrospektive Ich-Erzählungen, die besonders Kindheits- und Jugendereignissen gewidmet sind und fragmentarische sprachliche Erlebnisse in die kohärente Form einer literarischen Erzählung bringen. Klassische Beispiele dafür sind neben Kaplans *French Lessons* (1993) etwa Elias Canettis *Die gerettete Zunge* (1977), Eva Hoffmans *Lost in Translation* (1989) oder Ilan Stavans *On Borrowed Words. A Memoir of Language* (2002). In diesem Sinne könnte man autobiographische Essays wie „Mein Hausach“, „wortein, wortaus“, „In jedem Fluss mündet ein Meer“, „Zwei Mütter“, „Schimpf und Widerstand“ oder „D Hoimet isch au d Sproch“, die die Entdeckung, Erlernung und Mischung (aber auch die von der Schulbrigkeit gezwungene Abgrenzung und Repression) der verschiedenen Sprachen, die Olivers Kindheit und Jugend in den 1960er und 1970er Jahren in der Kleinstadt Hausach prägen, als „language memoir“, d.h., als eine retrospektive Verflechtung von Mehrsprachigkeit und Leben, bezeichnen.²

¹ Vgl. Ruiz 2016: 207 ff. zur „Entautomatisierung“ von Olivers poetischer Sprache durch mehrsprachige Elemente.

² In dieser Hinsicht definiert Thiérard das Prosawerk Olivers als eine „réflexion sur le rôle de la matérialité du langage dans la constitution du sujet“ [eine Überlegung über die Rolle der Sprachmaterialität in der Konstitution des Subjekts] (2018: 124).

Olivers nomadische Sprachidentität wird in den Essays durch Erinnerungen an die Gespräche an festliche Sonntagsspaziergänge und pffiffige Familienanekdoten auf Andalusisch, Lieder und Gedichte auf Spanisch, schnurrige Fastnachtsprüche auf Alemannisch und die spätere Verdrängung des Dialekts im Deutschunterricht durch „Goetheaner Hochdeutsch“ (2015a: 32) rekonstruiert. Aber all diese Spracherlebnisse aus Olivers Lehrjahren sind nicht einfach in einem einsprachigen hochdeutschen Text niedergegeben, sie werden vielmehr im Text selbst durch eine komplexe Vernetzung textinterner Mehrsprachigkeit inszeniert. So entsteht ein Geflecht spanischer, andalusischer und alemannischer Zitate und Redewendungen,³ die in Olivers späteren Werken anhand von Fußnoten und Glossaren durch Erläuterungen und annähernde Übersetzungen erklärt werden. Olivers mehrsprachige Technik ist dabei stark aufs Auditive,⁴ das Einmalige und damit auf eine radikal unübersetzbare Semiodiversität angewiesen.⁵ So kann der hochdeutsche Leser in manchen Fällen vermuten, dass die im Text vorliegende Übersetzung geflissentlich nicht imstande ist, die nur geahnten Nachklänge des alemannischen Originals zu reproduzieren:

Als Kind hörte ich auf die Frage „Was hast du mir denn mitgebracht?“ oft die Antwort: „E goldigs Nixle un e silbrigs Wart-e-Wiile!“ Das ist alemannisch und heißt poetisch übersetzt soviel wie: den puren Glanz der Sterblichkeit. (2015a: 86)

³ Neben diesen Hauptsprachen tauchen gelegentlich kurze Zitate und Redewendungen auf Englisch, Französisch, Italienisch, Finnisch, Latein, Niederländisch, Portugiesisch, Arabisch, südamerikanischem Spanisch und sogar Altflämisch in Olivers Lyrik auf. Die Einflechtung dieser Fremdsprachen ist häufig durch biographische Erlebnisse (Reisen, Widmungen an Freunde, usw.) veranlasst. So spiegelt die mehrsprachige Textur von Olivers Texten seine nomadische Identität und Lebensweise wieder.

⁴ Vgl. Ruiz 2016: 207 zur „ausgeprägten Mündlichkeit“ von Olivers Dichtung.

⁵ Für eine Einführung in die zeitgenössischen Debatten um Unübersetzbarkeit, vgl. Cassin (2004) und Apter (2013). Der 2002 vom Sprachwissenschaftler M. A. K. Halliday entworfene Unterschied zwischen verschiedenen Vorstellungen der Sprachvielfalt als „Glossodiversität“ (Vielfalt von sprachlichen Codes mit denselben Bedeutungen) oder „Semiodiversität“ (Vielfalt von nicht austauschbaren Bedeutungen) wurde im Rahmen der Forschung der Mehrsprachigkeit in der Literatur vom Kramsch (2006) genutzt. Die Vorstellung, dass jede Sprache nur einmalige, auf keinen Fall in anderen Sprachen übertragbare Bedeutungen innehat, ist kennzeichnend für das mehrsprachige Schreibverfahren José F. A. Olivers.

In den seltenen Fällen, in denen Oliver keine hochdeutsche Übersetzung hinzufügt, wird der Leser ermahnt, sich den Text laut vorzulesen: „Dann klingt das Alemannische auch Ihnen ins Ohr. Ich würdige diese eigenwillige deutsche Sprache unübersetzt, weil es sie so gibt: Besuchen Sie sie! *S isch e Erläbnis*“ (2015a: 36, n. 1). Dazu kommt noch die Transkription von der andalusisch gefärbten Aussprache von Olivers spanischen Eltern: „Hausach“ wird zu „Ausa“, „Gastarbeiter“ zu „Gahtabaita“.⁶ So könnte auch von einer weiteren Hauptsprache, das heißt von einem kreolischen „Gastarbeiterdeutsch“, die Rede sein (De la Torre 2017: 371). Kurzum, Oliver kann, wie er selbst behauptet, „nicht nur an den dudenkorrekt ausgelegten Richtschnüre [sic] einer Sprache entlang schreiben“ (2007: 54). Diese in Spracherlebnissen verankerte Schreibweise, die zwischen Sprachen pendelt, ist vor allem als Kampf – „Nur die Wörter zeichnen weiter Wunden auf. Erfahrene Leiber. Narben“ (2020: 286) –, als ständige Bewegung in Sprachtopographie und Sprachbiographie zu verstehen:

Ein Verkämpfen in Sprache, die wird und Wörter anrichtet: Ich lernte *Andalucía*, *Wunderfitz*, Madengele, *Amapola*, Akkordarbeit und Stempeluhr. Heimat, Gastling, patria. Matrosenanzug, Lederarsch, Transitnächte: Fragmente künftiger Orte, die heuer die Finger ins Bildgestöber strecken, als müssten die Wege nachgeplündert werden. (2007: 32)

So vermischen sich sprachlich und biographisch Wörter mit bestimmten Orten, eine Idee die sich in der in den letzten Jahren von Oliver häufig verwendeten Schreibweise „W:ort“⁷ kondensiert. Nach Thiérard unterstreicht „W:ort“ die Vorstellung, dass Sprache von einem im Raum tief verwurzelten Erleben

⁶ Die Transkription der andalusischen Aussprache (die implosiven /s/ immer aspiriert und fast alle Endkonsonanten verstummt) wird nebst der Repräsentation der Sprachlosigkeit der ersten Migrantengeneration poetisch ausgenutzt etwa in „s'isch november wore“: „estumialei/aber/ichhabeniverstande/wasSiegesachthabe“ (1993: 99). Die andalusische Mundart kommt auch bei spanischsprachigen Zitaten vor: „yo nació gitano y eh mi trihte sino/ih por loh caminoh a buhcá parné/so sangen wir/so schwiegen wir/& war kein wir in wir“ („herkunftsstimmen. I vision in Kairo & erinnere I namenloses grab in Málaga“, 2006: 47). Interessanterweise wird bei diesem Liedzitat das Wort „parné“ (Geld, Kohle) erwähnt, ein Substantiv, das aus der Calósprache stammt und fast ausschließlich in den Mundarten der spanischen Zigeuner vorkommt. So wird Olivers textinterne Mehrsprachigkeit auf verschiedenen Ebenen geschachtelt (Deutsch>Spanisch>Andalusisch>Caló), was einerseits ein extrem ausgeprägtes Sprachbewusstsein bezeugt und andererseits die immanente Mehrsprachigkeit jeglicher Sprache ans Licht bringt.

⁷ Zum Einsatz von Doppelpunkt- und Bindestrichwörtern wie „m:enge“, „w:erden“, „aufbruch“ oder „ur-laub“ als Stil- und Denkmittel, vgl. Ruiz (2016: 209).

untrennbar ist (2018: 132). Aber diese räumliche Verankerung der Sprache ist keineswegs, wie in national-einsprachigen Sprachmythen, als Absteckung und Abgrenzung von Ursprungsorten zu verstehen. Sprachrepertoires, so der Sprachwissenschaftler Jan Blommaert, werden oft als “indicative of origins, defined within stable and static (‘national’) spaces” angesehen.⁸ Trotzdem reflektiert ein Sprachrepertoire eigentlich die Gesamtheit des Lebens und die räumlichen Bewegungen eines Einzelnen:

“someone’s linguistic repertoire reflects a life, and not just a birth, and it is a life that is lived in real socio-cultural, historical and political space” (2010:171).

Es ist daher nicht erstaunlich, dass translinguale Autoren oft ihren bewegten sprachlichen Lebenslauf durch räumliche Metaphern zu erklären versucht haben (Kellman 2018: 18). Interessanterweise folgen manche dieser Schriftsteller, die häufig eine durch Exil unterbrochene Karriere im Ausland wieder aufgenommen haben, die durch das Einsprachigkeitsparadigma (im Sinne von Yildiz 2012) geprägte Vorstellung der Gleichsetzung von Sprache und territorialisierter Nation. Genau in diesem Sinne könnte man die von Steven G. Kellman zitierte Aussage Czesław Miłosz’s, für den „language is the only homeland“ (2018: 19 [1998]), interpretieren. Andere hingegen haben das Unbehaustsein des Schreibens in jeder Sprache betont, wie zum Beispiel J. M. Coetzee oder Edward Said (Kellman 2018: 20), während der Frankoamerikaner Julian Green betonte (in einem zweisprachigen Essayband!) dass man sich nur in einer einzigen Sprache richtig zu Hause fühlen könne: “a man may speak half a dozen languages fluently and yet feel at home in only one” (1987: 166). Schließlich haben einige translinguale Autoren für eine Vielfalt von sprachlichen Heimaten oder für einen sprachlichen und räumlichen Kosmopolitismus plädiert. Laut dem aus Spanien stammenden und auf eine Mischung von (hauptsächlich) Französisch und Spanisch schreibenden Jorge Semprún sei „le langage“ im Singular, also keine bestimmte *langue*, seine „patrie“.⁹ Auch im deutschsprachigen Raum hat die Idee von Mehrsprachigkeit als grenzüberschreitendem Zuhause sein eine lange Tradition: „Der Deutsche soll alle Sprachen lernen, damit ihm zu Hause kein Fremder unbequem, er aber in der Fremde überall zu Hause sei“, schlug Goethe in einer seiner *Maximen und Reflexionen* vor (508), oder ferner Julia Kissina: „Heimat ist für mich

⁸ Zur Geschichte der Vorstellung nationaler Sprachen als statische Geographien, vgl. Guldin (2014).

⁹ Diese von Semprún oft wiederholte Aussage ist für eine postum erschienene Interviewsammlung (2013) titelgebend.

meine Sprache – ganz egal welche: Russisch, Ukrainisch oder Deutsch” (zit. nach Kellman 2018: 19 [2006]).

Neben einem diffusen Heimatgefühl kann Sprache (und können Sprachen) auch ein konkretes Gebäude aufbauen. Nicht nur ist Sprache (im Singular) „das Haus des Seins“ nach Heidegger (zit. nach Kellman 2018: 20 [1947]), vielmehr können seit der Renaissance bestimmte Sprachen (im Plural) entweder einen herrlichen aber entlegenen Palast oder eine bescheidene aber gemütliche Hütte bildhaft aufbauen, wie das Latein und die Volkssprache für Pietro Bembo (in 1966: I. iii).

Die Metapher des sprachlichen Hauses verbindet in einem vertrauten Raum (der auch einen bestimmten ästhetischen Anspruch haben mag) eine praktische Organisation im Innern (Küche, Wohnzimmer, Flur, Schlafzimmer usw.) mit durch Fenster und Türen vermittelten Ausblicken oder Aussichten auf das Äußere. So kann man eine Sprache als einen affektiven Raum voll praktischer und stilistischer Möglichkeiten ansehen, der auch eine eigene Weltansicht (in der Tradition Humboldts¹⁰) anbietet. Aber wie kann man eine mehrsprachige Identität in einem einzigen, in sich geschlossenen Raum repräsentieren? In einer jüngst veröffentlichten Überlegung gibt Oliver eine additive¹¹ Antwort kund: Sprachen seien schwerlich auf einer Karte abzustecken, sie bildeten ein „Mehr“: „wo lag das Andalusische? Wo das Alemannische? Auf welcher Karte meiner Phantasie? Ich stelle mir 1 Mehr vor“ (2020: 288). Genau in diesem additiven Sinne muss Olivers wiederkehrendes Bild eines zweistöckigen Hauses verstanden werden. Diese Metapher taucht in zwei fast identischen Texten auf, die allerdings ein fast zehnjähriger Zeitabstand trennt:

da war ein Haus, das zwei Häuser war. Zwei Häuser, die zwei Kulturen verleibten. Ein Haus und zwei Stockwerke, zwei Sprachen. Offene Fenster und Türen, Luken in Reisen. Längst im Mehrfachen angekommen. Der alemannische Dialekt im ersten Stock, das Andalusische im zweiten. Dazwischen Treppenstufen ohne grammatikalisches Geschlecht. Entwurf ins Spiel um die Bedeutungen: Wortes Körper und Wortes Seele. Ein paar Treppenstufen nur, die trennten und verbanden Mondin & Mond: *la luna, 1 Mond*. Weiblich die eine, männlich der andere. (2007: 19)

¹⁰ Zu einer Lektüre von Olivers Sprachauffassung aus einer humboldtschen Perspektive, vgl. Thiérard (2018).

¹¹ Zum vorwiegend in der Mehrsprachigkeitsdidaktik geläufigen Begriff der „additiven Mehrsprachigkeit“, nach dem im Gegenteil zur „subtraktiven Mehrsprachigkeit“ der Erwerb von mehreren Sprachen die Entwicklung der vorliegenden Sprachen nicht negativ beeinträchtigt (oder sogar befördert), vgl. González (2008).

Ich bin in einem Haus aufgewachsen, das zwei Stockwerke hatte. Im ersten Stock wurde alemannisch gesprochen, also annähernd deutsch, und im zweiten andalusisch, also annähernd spanisch. Wenn sich eine sternenhelle Nacht abzeichnete und man den Mond am Himmel sah, hieß er im zweiten Stock „la luna“ und war weiblich. Betrachtete man *la luna* vom ersten Stock aus, war sie plötzlich männlich und hieß „der Mond“. Ein paar Treppenstufen genügten, und aus der Frau wurde ein Mann – oder umgekehrt. (2015a: 16–17)

Bei Oliver wird die architektonische Metapher zu einem autobiographischen Sprach- und Raumerlebnis gestaltet, in dem zwei Sprachen in einem und demselben Gebäude (das sich darüber hinaus in einer Gemeinde eben namens Hausach befindet) harmonisch koexistieren, einander befördern und durch eine Treppe ständig miteinander kommunizieren. Gerade diese Bewegung kennzeichnet Olivers Werk als ein „ZwischenWeltenSchreiben“ im Sinne Ottmar Ettes (2019), das heißt, als eine Literatur, die räumliche und sprachliche Distanzen weder aufhebt noch befestigt, sondern immer neu gestaltet, denn nach Oliver ist „ein Dichter [...] immer auch Nomade, und seine eigentliche Behausung ist die BeWEGung und damit die Sprache, die sich Neuem öffnet“ (zit. nach Ruiz 2016: 209). Diese „BeWEGung“ zwischen Sprachen und Stockwerken eröffnet verschiedene und überraschende Ausblicke in die Wirklichkeit. So, zum Beispiel, genügten „ein paar Treppenstufen [...] und aus der Frau wurde ein Mann – oder umgekehrt“. Der Mond/*la luna*,¹² aber auch der Tod/*la muerte*,¹³ das Meer/*el mar/la mar*,¹⁴ oder auch implizit das Haus/*la casa*. Die Behausung oder die Unterkunft bleibt für Oliver jedoch überwiegend weiblich, wie zum Beispiel im Gedicht „1934“:

¹² Das zwischensprachige Gleiten des Genus bei den Nomina „Sonne/Sol“ und „Mond/Luna“, die die verschiedensten Konnotationen auf Deutsch und Spanisch auslöst, aber gleichzeitig eine bestimmte Geschlechterkomplementarität bewahrt, wird häufig in Olivers Gedichten mit Beziehung auf ein Haus poetisch und erkenntnistheoretisch ausgewertet: „gegen/den raum/nimmt die mondin/ab/die sonne/der sonne/brennt das glashaus ein“ („anatomie der zeit“, 1993: 66).

¹³ Analog gleiten das weibliche Wort „*la muerte*“ ins Männliche („*el muerte*“) (2015a: 88) und das männliche „*Tod*“ ins Weibliche („*die Tödin*“) (2020: 283).

¹⁴ Das dichterische Potenzial der verschiedenen Genusvalenzen des Meeres (sächlich auf Deutsch, entweder hauptsächlich männlich oder – besonders in der Matrosen- bzw. poetischen Sprache – weiblich auf Spanisch) werden etwa in „*El mar la mar Das Meer Die Meerin Der Meer*“ (2007: 53–64) und dem Bild, in dem ein „emigrante“ voll Sehnsucht sich nach „*der meer*“ (weiblich) zurücksehnt (1991: 52), freigesetzt.

[...] Eine casita mata. Die weibliche Unter-
kunft einer Behausung. Das Weibliche
aus Lehmziegel und Stroh. Geduldete Schoßwärme.
Ein im Wenigen,
ein im Winzigen des Teilbaren
wärmender H:ort. Hogar

La casa ist für Oliver ein weiblich-mütterlicher Raum, in dem das deutsche unpersönliche Neutrum durch das spanische organische Femininum ergänzt wird.¹⁵ Aber die durch den Rekurs auf das Spanische betonte Weiblichkeit der Behausung schließt andere affektive Spracherfahrungen nicht aus. Der weiblich-mütterliche Raum des Hauses ermöglicht, dass die verschiedenen Sprachen in Olivers Biographie lebendig werden und die Fähigkeit erwerben, affektive Rollen neben derjenigen der Herkunft zu erfüllen. Insofern der Rekurs auf die Mutter im Substantiv „Muttersprache“ die Unaustauschbarkeit des organischen Ursprungs – und damit eine familiengebundene Brücke in der Vorstellung einer nationalen ethnisch-sprachigen Gemeinschaft – betont,¹⁶ ermöglicht die Aussicht alternativer „Familienromane“ (Yildiz 2020: 12) die Vorstellung neuer affektiver Beziehungen zwischen Sprachen und Sprechern über die bloße Nationalität und Blutherkunft hinaus. Der Essay „Zwei Mütter. Wie ich in der deutschen Sprache ankam“ skizziert in gewissem Maße einen solchen Familienroman. Neben der andalusischen Muttersprachigkeit, die sich Oliver durch Lieder und Redewendungen aufprägt, steht eine *andere* Muttersprachigkeit, die ebenfalls durchs Singen ins Gedächtnis und den

¹⁵ Oder besser gesagt, durch die vertraute Organizität der Sprache Málagas. Eine „casa mata“ (diminutiv „casita mata“) ist ein bescheidenes einstöckiges Einfamilienhäuslein mit einem kleinen Vor- oder Hinterhof, das bis vor wenigen Jahrzehnten typisch für die Arbeiterfamilien Málagas war. Die Bezeichnung „casa mata“ kommt in anderen andalusischen Provinzen, geschweige in anderen Regionen Spaniens bzw. Lateinamerikas, nicht vor. Diese ultralokale Bezeichnung, die sich übrigens durch die Wiederholung des Vokals /a/ als eine besonders weibliche auszeichnet, könnte als Paradigma der Behausung im Stockwerk der Elternsprache fungieren.

¹⁶ In den letzten Jahren sind mehrere einflussreiche Publikationen erschienen, die die Geschichtlichkeit und die politische Tragweite der Muttersprache zu untersuchen versucht haben. Tabouret-Keller (2003) weist auf die Verflechtung affektiver und politischer Metaphern im Begriff der „Muttersprache“ hin. Bonfiglio (2010) analysiert die Begriffsgeschichte des „native speakers“ seit der Antike mit Hinblick auf die Entstehung einer politisch aufgeladenen Vorstellung von „Muttersprache“ in der Moderne. Yıldiz (2012) untersucht die geschichtspolitische Relevanz der „Muttersprache“ im Kontext des „Einsprachigkeitsparadigmas“ und des darauffolgenden „Postmonolinguisimus“, in dem der neuen mehrsprachigen Praxis noch einsprachige Vorstellungen anhaften.

Gefühlshaushalt der Kinder eindringt und die für die zärtliche Gastlichkeit einer wirklich existierenden badischen Frau namens Emma Viktoria steht:

Kindheit war das ungefährdete Glück, mit zwei Müttern groß zu werden. Die leibliche, die sich, bevor sie unserem Vater von Andalusien aus folgte, um in Deutschland Arbeit zu finden, ferntrauen lassen musste und die uns ihre Weisen sang. [...] Die andere, Emma Viktoria, die weder meine Geschwister noch ich jemals „Mutter“ riefen, war diejenige, die schon im Schwarzwald lebte, die unserer Familie Zuflucht wurde im Unbekannten und Vertraute in die Fremde und die auch gerne sang, so dass uns weitere Lieder wurden. (2015a: 9–10)

Das politische Potenzial einer provokativen Zweimuttersprachigkeit ist kaum zu unterschätzen. Die alemannische ist keine zweite, künstlich erworbene Sprache,¹⁷ auch betont keine Stiefmuttersprache,¹⁸ sondern eine weitere, natürliche Muttersprache, die keineswegs das Andalusische verdrängt und gleichfalls auf einer affektiven Frau-Kind Beziehung basiert: „Denke ich an Emma Viktoria, ist es immer ihre Sprache, die mir einfällt“ (2015a: 9–10). Blutverwandtschaft ist also nicht der einzige Zugang in eine affektive Muttersprachigkeit und in eine mitbestimmende Menschengesellschaft, die ausdrücklich *transregional* (nicht eigentlich *transnational*) funktioniert:

„Mein andalusisches Schwarzwalddorf“ nenne ich diesen Ort. Nicht aus Übermut oder Koketterie, eher eins mit mir im Widerspruch. Zuneigung der Eigenfremde im Balanceakt eingelebter Biographien. (2007: 10)

Für Oliver ist seine transregionale Heimat – sowohl im räumlichen als auch im sprachlichen Sinne – keine selbstverständliche Verankerung (wie etwa die vom Reisepass angegebene Staatsangehörigkeit), sondern eine widersprüchliche

¹⁷ Der organischen Natur der Muttersprache steht seit Dante die Künstlichkeit und Unvollkommenheit später erworbener Sprachen gegenüber (Bonfiglio 2010: 72). Der Unterschied Natur/Künstlichkeit ist damit ausschlaggebend für die Entwicklung einer affektiv und politisch aufgeladenen Vorstellung von Muttersprache.

¹⁸ Die Bezeichnung „Stiefmuttersprache“ wurde in verschiedenen Anthologien und Monographien im englischsprachigen Raum benutzt, um eine Alternative zur „Muttersprache“ zur Verfügung zu stellen (Skinner 1998; Novakovich und Shapard 2000). Auch wenn eine Stiefmutter entgegen der traditionellen, durch Märchen und Romane vermittelte Vorstellung, nicht unbedingt lieblos und grausam sein muss, scheint die Bezeichnung „Stiefmuttersprache“ etwas Sekundäres und Abweichendes zu implizieren (Guldin 2020: 163). Auf jeden Fall ist der Titel des Essays und die Widmung des Bandes – „A mi madre – la que me queda“ (Meiner Mutter – der, die ich immer noch habe) – eindeutig: Oliver war mit zwei Müttern bzw. Muttersprachen großgeworden.

Bewegung, die politische und kulturelle Kategorien wie das Eigene und die Fremde durch ein neologisches Kompositum – die „Eigenfremde“ – selbst auf sprachlicher Ebene in Frage stellt. Dieser Wohnort befindet sich nach Olivers Aussage „zwischen den Stühlen. Als Möglichkeit in *beWEGung zu bleiben*“ (zit. nach Ruiz 2016: 200 [2007]). Ganz anders auf der Staatsebene, wo eine doppelte, in sich widersprüchliche Identität ausbleibt. Wie oben beschrieben, verstößt die Möglichkeit einer sogenannten Zweimuttersprachigkeit gegen das Prinzip der vermeintlichen Exklusivität der Muttersprache. Dabei bleibt Staatsbürgerschaft ein Mechanismus von Inklusion und Exklusion, der doppelte Angehörigkeiten nur schwerlich – oder gar nicht – toleriert.¹⁹ Kurzum, eine alternative, transregionale Affektivität reicht nicht, um einen Zugang in eine „mitbestimmende Menschendemokratie“ zu eröffnen:

[es wurde mir klar] dass die Demokratie in Deutschland noch Jahrzehnte benötigen sollte, um auch die Zugewanderten an ihrer mitbestimmenden Staatsform auf dem Weg in 1 *Menschendemokratie* zu beteiligen. [...] Wie könnte es anders sein. *Ius sanguinis* – nicht so leicht abzuschütteln, die Blutherkunft. (2007: 104)

Obwohl Oliver an dieser Stelle keine explizite Kritik am Zusammenhang zwischen Sprache und Blutherkunft („*Ius sanguinis*“) äußert, bleibt die Konstellation von Familie und Sprache in seinen Reflexionen über Staatsbürgerschaft und die Beteiligung von Menschen mit Migrationshintergrund an der zeitgenössischen deutschen Demokratie immer anwesend. Schon 1991, d.h., in einer Epoche, in der seine Dichtung „durch ein Gefühl von Beklommenheit, Sorge, Angst und Bitternis charakterisiert wird, ausgelöst durch die brodelnde politische Realität“ (Ruiz 2000: 94), hatte Oliver im Gedicht „das lied der sprache“ die Aporien der deutschen ethnischen und sprachigen Identität in den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung offengelegt, indem eine Ich-Figur, die Wörter wie „Liebe“, „Sehnsucht“ und „Freund“, aber auch „Hass“ und „Demut“ lernt, endlich das Wort „Ausländergesetz“ und den Satz „Deutschland den Deutschen“, die er in einer Zeitung gelesen hat, langsam buchstabiert (1991: 50–51).

¹⁹ Es besteht bis dato kein Abkommen zwischen Deutschland und Spanien, das die doppelte Staatsbürgerschaft zuließe. Seit 2014 ist es möglich für Deutsche, neben der deutschen auch die Staatsbürgerschaft eines EU-Landes oder der Schweiz anzunehmen. Das spanische Recht genehmigt bisher aber nur die doppelte Staatsbürgerschaft mit den iberoamerikanischen Ländern, Andorra, Äquatorialguinea, Philippinen und Portugal. Ein Spanier, der die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen möchte, muss zuerst laut spanischem Gesetz die spanische Staatsbürgerschaft aufgeben – und umgekehrt.

Bekanntlich stellen die 1990er Jahre, nicht nur der Wiedervereinigung und deren tiefgreifenden politischen und wirtschaftlichen Konsequenzen wegen, eine Scharnierzeit in der Definition der deutschen kulturellen Identität und juristischen Staatsbürgerschaft dar. Seit dem frühen 19. Jahrhundert und besonders ab 1913 orientierte sich die deutsche Staatsbürgerschaftspolitik an Blut und Herkunft.²⁰ Obwohl grundsätzlich alle kontinentaleuropäischen Länder ebenfalls dem Prinzip des *jus sanguinis* folgen – nach dem neugeborene Kinder die Staatsbürgerschaft ihrer Eltern bekommen –, machte Deutschland bis in die 1990er Jahre im Unterschied zu fast dem gesamten restlichen Europa keine Ausnahmen für die Einbürgerung von in diesem Land geborenen Kindern mit Migrationshintergrund (Brubaker 1992: 33). Bei dieser extrem restriktiven Haltung galt ab 1949 eine äußerst inklusive Einbürgerungspolitik gegenüber den sogenannten „Volksdeutschen“ aus Osteuropa und der ehemaligen Sowjetunion (82–84). Diese Tatsachen reflektieren nach Brubaker eine ethnokulturelle Vorstellung von Staatsangehörigkeit, die Volkszugehörigkeit voraussetzt (51).

Obwohl die Einbürgerungspolitik ab 1999 durch eine vom *jus solis* inspirierte Reform gelockert wurde, bleibt die Identitätsfrage im heutigen Deutschland noch stark von einer Blutherkunftslogik geprägt. Nach David Gramling (2009, 2016) wurde seit den späten 1990er Jahren in Deutschland das traumatisch gewordene ethnische Identitätsparadigma durch ein neues kulturelles und einsprachiges Zugehörigkeitsideal nur bedingt verdrängt. Die deutsche Staatsbürgerschaftspolitik, so Gramling (2016: 205), basiert seitdem auf einem sogenannten *jus linguarum*, das heißt, auf einem Sprachenrecht, das Integration mit dem exklusiven Gebrauch der deutschen Sprache in der Öffentlichkeit gleichsetzt. Die Exklusivität der Blutherkunft bleibt so unter der Exklusivität einer einzigen öffentlichen Sprache implizit getarnt. Ein Schriftsteller mit Migrationshintergrund, der, wie oben erwähnt, nicht ausschließlich binnen der Grenzen einer „dudenkorrekten“ Einsprachigkeit bleibt, ist noch nicht dem neuen öffentlichen Integrationsideal angepasst. Für Oliver ist „jedes schreiben wanderschrift“ (2006: 53) sowohl im sprachlichen als auch im politischen Sinne, wie er schon 1989 programmatisch formuliert hatte:

Meine Sprache ist eine Absage an die offizielle Sprache eines Landes, das uns nicht anzunehmen vermochte und vermag. Durch diesen Akt der Verweigerung wird unsere Sprachlosigkeit besiegt und es werden Fragen aufgeworfen. (11)

²⁰ Zur Geschichte der Einbürgerungspolitik in Deutschland, vgl. Brubaker (1992), Nathans (2004) und Mushaben (2008).

Entgegen der sprachlichen und demokratischen Beschränkung des nationalen Denkens bietet das metaphorische Modell eines konkreten transregionalen zweistöckigen Hauses mit zwei Müttern in vielerlei Hinsicht eine affektive Alternative im Kontext der Krise der europäischen Nationalidentitäten. Olivers Entwurf ist nicht zu trennen von einem zutiefst *biographischen* „language memoir“. Wenn das Andalusische ausdrücklich „eine Lebensform“ (2015a: 32) ist, so sind Olivers andere Sprachen nicht minder ins Leben verflochten. Am sichtbarsten wird dies sowohl in den Müttern, die für den zeitlichen Ursprung sowohl der Sprache als auch des Lebens stehen, als auch im Raum des zweistöckigen Hauses, die eine ständige Kommunikation zwischen den andalusischen und alemannischen Sprachen – oder, besser gesagt, „Lebensformen“ – additiv gestaltet: Ein zweistöckiges Haus ist (poetisch und erkenntnistheoretisch) mehr als zwei isolierte einstöckige Häuser, denn in diesem einzigen Haus können außergewöhnliche Begegnungen zwischen den Sprachen und den damit verbundenen Lebensgeschichten zustande kommen. Dieser alternative Familienroman ist dabei ein Paradebeispiel für eine affektive Semiodiversität, die die Wirklichkeit aus verschiedenen Perspektiven bzw. Vorstellungswelten betrachtet und auch dichterisch nutzen kann: „Ob jemand sein Haus verloren hat oder *si Hiisle* (aleman.: sein Häuschen) spricht Bände“ (2015a: 42). Besonders, könnte man hinzufügen, wenn dieses emotional aufgeladene, sächliche *Hiisle* gleichzeitig eine weibliche *casa* mit zwei Stöcken und zwei Müttern ist.

Tomás Espino Barrera

tespino@ugr.es

Literaturverzeichnis

- Apter, E. 2013. *Against World Literature: On the Politics of Untranslatability*. London: Verso.
- Bembo, P. 1966 [1525]. *Prose della volgar lingua, Gli Asolani, Rime*. C. Dionisotti, Hrsg. Turin: Utet.
- Blommaert, J. 2010. *The Sociolinguistics of Globalization*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bonfiglio, T. P. 2010. *Mother Tongues and Nations. The Invention of the Native Speaker*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Brubaker, R. 1992. *Citizenship and Nationhood in France and Germany*. Cambridge: Harvard University Press.
- Canetti, E. 1977. *Die gerettete Zunge*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Cassin, Barbara, Hrsg. 2004. *Vocabulaire européen des philosophies: Dictionnaire des intraduisibles*. Paris, Seuil.

- De la Torre, M. E. 2017. ‚Ein Gastling im Fremdenzimmer‘. Zum Werk von José F.A. Oliver. – *Études Germaniques*, 72, 367–382. <https://doi.org/10.3917/eger.287.0367>
- Ette, O. 2019. Writing-between-Worlds: On the Wit, Weight, and Wonder of Literatures without a Fixed Abode (Proceeding from José F. A. Oliver). – D. Vandebosch und T. D’Haen, Hrsg., *Literary Transnationalism(s)*. Leiden/Boston: Brill, 62–86. https://doi.org/10.1163/9789004370869_006
- Goethe, J. W. v. 2008. *Goethe Werke – Hamburger Ausgabe, Band 12: Schriften zur Kunst. Schriften zur Literatur. Maximen und Reflexionen*. 14. Auflage. München: Beck.
- González, J. M. 2008. Additive and Subtractive Programs. – *Encyclopedia of Bilingual Education*. Thousand Oaks: SAGE Publications, 11–13.
- Gramling, D. 2009. The New Cosmopolitan Monolingualism: On Linguistic Citizenship in Twenty-First Century Germany. – *Die Unterrichtspraxis/Teaching German*, 42:2, 130–140. <https://doi.org/10.1111/j.1756-1221.2009.00047.x>
- Gramling, D. 2016. *The Invention of Monolingualism*. London: Bloomsbury.
- Green, J. 1987. *Le langage et son double/The Language and its Shadow*. Paris: Éditions du Seuil.
- Guldin, R. 2014. *Politische Landschaften: Zum Verhältnis von Raum und nationaler Identität*. Bielefeld: transcript-Verlag.
- Guldin, R. 2020. *Metaphors of Multilingualism. Changing Attitudes Towards Language Diversity in Literature, Linguistics and Philosophy*. London: Routledge.
- Halliday, M. A. K. 2007 [2002]. Applied Linguistics as an Evolving Theme. – J. Webster, Hrsg., *Language and Education (Collected Works of M. A. K. Halliday 9)*. London: Continuum, 1–19.
- Hoffman, E. 1989. *Lost in Translation*. London: Heinemann.
- Kaplan, A. 1993. *French Lessons: A Memoir*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Kaplan, A. 1994. On language memoir. – A. Bammer, Hrsg., *Displacements: Cultural Identities in Question*. Bloomington: Indiana University Press, 59–70.
- Kellman, S. G. 2018. Writer Speaks with Forked Tongue. Interlingual Predicaments. – R. Gilmour und T. Steinitz, Hrsgs., *Multilingual Currents in Literature, Translation, and Culture*. London: Routledge, 16–33.
- Kramsch, C. 2004. The Multilingual Experience: Insights from Language Memoirs. – *Transit*, 1:1. <https://escholarship.org/uc/item/9h79g172> (5.5.2020).
- Kramsch, C. 2006. The Traffic in Meaning. – *Asia Pacific Journal of Education*, 26 (1), 99–104. <https://doi.org/10.1080/02188790600608091>
- Mushaben, J. M. 2008. *The Changing Faces of Citizenship: Integration and Mobilization among Ethnic Minorities in Germany*. New York: Berghahn Books.
- Nathans, E 2004. *The Politics of Citizenship in Germany: Ethnicity, Utility and Nationalism*. New York: Berg.
- Novakovich, J. und Shapard, R. 2000. Introduction. – J. Novakovich und R. Shapard (Hrsgs.) *Stories in the Stepmother Tongue*. Buffalo: White Wine Press: 9–20.
- Oliver, J. F. A. 1989. *Heimatt und andere FOSSIL TRÄUME*. Berlin: Das arabische Buch.

- Oliver, J. F. A. 1991. *Weil ich dieses Land liebe*. Berlin: Das arabische Buch.
- Oliver, J. F. A. 1998. *La Balada del duende/Die Ballade vom Duende*. Mexiko-Stadt: El tucán de Virginia.
- Oliver, J. F. A. 2007. *Mein andalusisches Schwarzwalddorf*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Oliver, J. F. A. 2015a. *Fremdenzimmer. Essays*. Frankfurt a. M.: Weissbooks.
- Oliver, J. F. A. 2015b [1993]. *Gastling*. 2. Auflage, Neuauflage. Berlin: Hans Schiler.
- Oliver, J. F. A. 2020. *Heimat, 1 wundgewähr*. – B. Siller und S. Vlasta, Hrsg., *Literarische (Mehr)Sprachreflexionen*. Wien: Praesens, 282–88.
- Ruiz, A. 2007. Literatur der spanischen Minderheit. – C. Chiellino, Hrsg., *Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 84–95.
- Ruiz, A. 2016. José F. A. Oliver. Vom Aufbruch bis zum fahrtenschreiber: Der Werdegang eines interkulturellen lyrischen Ichs. – C. Chiellino und Sz. Lengl, Hrsgs., *Interkulturelle Literatur in deutscher Sprache. Bd. 2. Zehn Autorenporträts*. Bern: Peter Lang, 199–220.
- Semprún, J. 2013. *Le langage est ma patrie*. Paris: Libella.
- Skinner, J. 1998. *The Stepmother Tongue: An Introduction to New Anglophone Fiction*. London: Palgrave Macmillan.
- Stavans, I. 2002. *On Borrowed Words. A Memoir of Language*. London: Penguin Books.
- Tabouret-Keller, A. 2003. La langue maternelle, un carrefour de métaphores. – *Diasporas*, 2, 21–35.
- Thiérard, H. 2018. Récits du moi multilingue chez Yoko Tawada et José F. A. Oliver. – *Cahiers d'Études Germaniques*, 75. <https://doi.org/10.4000/ceg.3738>
- Yildiz, Y. 2012. *Beyond the Mother Tongue. The Postmonolingual Condition*. New York: Fordham University Press.